

Die schwarze Schicht.

Oben im Norden der Stadt liegen die großen düstern Fabriken. Die Maschinen — einer immer an dem andern — ragen hoch in die Luft. Der Wind jagt ihren Qualm und Rauch über die Dächer der Stadt in die Straßen, in die Häuser und Fenster. Überall bleiben die Spuren davon an Menschen und Wohnungen zurück. Langsam aber sicher überzieht die schwarze Schicht alles.

Wind und Wetter wirken ihr entgegen. In den Wohnungen geht ihr die reinliche Hausfrau immer wieder hart zu Leibe mit Scheuerbürste, Seife und Staubtuch. Bei den Menschen legt sich die schwarze Schicht auf die Lungen. Immer eine ganz feine Schicht auf die andere. Hier ist sie sicher. Hier kann man ihr nicht mit Scheuerbürste und Seife beikommen.

Es ist morgens vor Arbeitsbeginn, vor dem Schichtwechsel. Die Maschinen ruhen einige Minuten aus. Die Nachschichtler haben den Saal schon verlassen. Der erste Arbeiter der neuen Schicht trat eben in den Saal und zwischen die Maschinen. Noch herrscht eine unheimliche Ruhe zwischen ihnen. Nun kommen die Arbeitskollegen und endlich auch die Leuten, die immer erst in der letzten Minute erscheinen.

Die Fabrikfremde heult. Da werden auch schon die Riemen und Räder wieder eingerückt und mit einem langgezogenen Getöse beginnt der tolle Lauf.

Ein ohrenbetäubender Lärm. — Mächtige Schwungräder an Stangen und Pressen, an Drehbänken, Bohr-, Stoß- und Hobelmaschinen machen viele, viele tausende Umdrehungen in der Stunde. Alle die blanken Eisen- und Stahlteile starren uns an, als wollten sie im nächsten Augenblick ihre tollen Bewegungen verzeihen, — vertausendfachen, und als wollten sie unsere Gliedmaßen in ihren tollen Lauf hineinziehen und zermalmen.

Unzählige Transmissionen und Kammräder greifen ineinander und übertragen die gewaltige Kraft bis ins kleinste Rädchen.

Schwer und mächtig stampfen und stöhnen die großen Stangen und Dampfhammer, und bei jedem kleinen Hebelruck des sicher hantierenden Arbeiters ist ein mächtiger Eisenblock geformt, gedehnt oder durchlöchert.

Wehe der Hand, die einen einzigen Moment zu früh oder zu spät in den regelmäßigen geschwinden Lauf hineinlangt will oder der zermalmenden Kraft zu nahe kommt.

Aus dem Rischen, Säusen, Stampfen und Klappern des Rädergewirrs tönt es dem Arbeiter immer jede Sekunde, — jede Minute, jede Stunde, jeden Tag, jedes Jahr und ein ganzes armeliges Leben lang — unaufhörlich und deutlich heraus: „Einmal werden wir schon Deine Hand, Deinen Arm, Deine Brust oder Dich ganz erwischen!“

So hören und hören wir es alle — das Lied vom Schlachtfelde der Arbeit — jeden Tag, zehn, — zwölf Stunden lang in dieser mit Schmierölgeruch und Schweiß getränkten, biden, staubigen Luft, in der nervenerregenden Enge der tollen laufenden Räder und Transmissionen.

Und jeden Tag legt sich eine ganz feine schwarze Schicht auch auf unsere Lungen.

Und wenn auch die Maschine die Hand, die Brust oder den Arm nicht erwischt — Augen, Nerven und Lunge kriegen sicher ihr Teil.

Ist dann die Schicht herum, schleichen wir lebendige Maschinenteile matt und abgepannt in unser armeliges graues Heim, und die Nachschichtler treten wieder an unsere Stelle. Hier ist kein Feierabend — kein Abendfrieden — keine stille ruhige Nacht. Die Hochöfen speien ihren Flammenschleim gegen den Nachthimmel. Die Schmelzhütten fressen und schreien. Die Dampfprosse der Kohlenzüge pfeifen gellend durch die Nacht. Drinnen in den trüben Sälen rattern, sausen, bröckeln, stampfen und schreien die Maschinen immerfort das alte, ewig alte Lied — bei Nacht wie bei Tage.

Drüben ragen die Schöte schwarz, hoch und drohend in die Luft, als wollten sie darüber wachen, daß keiner von uns ihrem Reich entrinne. — Und wenn im Hause, in unserer Mietkaserne, auf einige Stunden alles still geworden, hören wir es immer noch stampfen, schwirren, sausen, pochen, gischen. Es ist die alte Melodie, die uns nimmer verläßt.

Kotes Vlamenblut.

Von Pierre Broodcoorens.

„Aber gewiß... Es war nichts Bescheidtes, vor drei Wochen. Du hättest Unrecht getan, wenn Du die Tiere, die man Dir anbot, genommen hättest.“

„Ist's nicht ein Malheur?“ rief der Stuhlmacher, indem er mit der Faust derb auf den Tisch haute. „Ich bin bereit, 30 Taler zu blechen, und ich wäre nicht mal sicher, eine trachtige Sau zu bekommen?“

„Gut!“ sagte die Alte, nachdem sie einen Augenblick überlegt hatte. „Ich habe überall gesucht. Augenblicklich findest Du, was Du wünschst, bei dem ersten Schöffen, der Kirche gerade gegenüber.“

„Der Preis?“ fragte er latonisch.

Sie lachte.

„Ich weiß nicht genau, verstehst Du?“ D. Labryn macht's nicht teuer.“ beeilte sie sich, als der Wilderer eine ausweichende Geste machte, hinzuzufügen.

Und ihre Gewandtheit als alte Kasserin brachte sie in Eifer. Er würde sehen. Es war eine prächtige Sau. Sie würde allem Anschein nach mindestens ein Duzend Ferkel werfen. Der Eber, der sie gedeckt hatte, war in der ganzen Umgegend berühmt. Sie zitierte einen Namen, häufte Einzelheiten. Und unter diesem Redefluß suchte sie ihn von vornherein zu gewinnen.

Aber er war nicht der, der sich wickeln ließ.

„Dah mal sehen.“ sagte er.

Er leerte seinen Schoppen mit einem Zug und erhob sich. „Warte, Lämmchen! Ich stehe zu Diensten, will nur meine Schürze ablegen.“

Sie verschwand in ihrer Küche.

„Geh'n wir nur.“ schlug Klip vor. „Sie wird uns schon einholen.“

Langsam schlugen sie die Richtung zum Markt hin ein. Souhe ließ sie vorausgehen. Ihre kleinen Ueberlegungen ließen ihn gleichgültig. Sein Kummer hatte sich seiner wieder bemächtigt, lebhafter als je fühlte er sich an dem Ort, wo ein anderer und seine Hilla sich geliebt hatten. Sich vorzustellen, daß der Würche vielleicht eins von den netten Häusern mit ihren Fensterläden und sauberen Ziegelwänden bewohnte, an denen sie mit laut klappernden Holzschuhen hingingen.

Vielleicht war er ihm schon begegnet? Aber sicher würde er dann gleich ein Vorgefühl gehabt haben. Er versuchte,

Morgen beginnt für uns die Arbeit wieder von neuem. — Die Maschinen singen uns morgen dasselbe Lied wie heute und gestern und alle Tage — — bis wir auf dem Schlachtfelde der Arbeit fallen.

Es wird uns keine Salbe überm Grabhügel grühen.

W. Leopoldt (Gelsenkirchen).

Kleines Feuilleton.

Humor im Felde.

Im „Töpler“ finden wir folgenden launigen Feldpostbrief: Im Westen, 21. 8. 1915.

Werte Kollegen!

Mit Interesse verfolge ich die Kriegsbriefe im „Töpler“ und freue mich stets auf neue, wenn ich auf diese Weise von diesem oder jenem Freunde Nachricht erhalte. Nunmehr fühle auch ich mich veranlaßt, von meinem teils erproblichen, teils unerproblichen Tun und Treiben Kenntnis zu geben.

Vollagen will ich mich nicht. Abgesehen von den ziemlich häufigen Pflanzvisiten hat man uns bisher so ziemlich in Ruhe gelassen. Ich fungiere seit Monaten als rechte (meinetwegen auch als linke) Hand eines Pionierkommandeurs eines großen Abschnitts und habe nach Kräften dafür zu sorgen, daß die täglich einlaufenden Material- und Werkzeugmassen für sämtliche Truppen des Abschnitts an der möglichst geeigneten oder ungeeigneten Stelle entnommen oder angefahren werden. Ueber Arbeitsmangel kann ich mich nicht beklagen, allerdings: Täglich sich von früh 5 bis abends 10 Uhr mit falsch abgeladenem Zement, in die Straßengräben gekippten Kieshaufen, geplatzen Autoreifen, verlorenen Frachtbriefen und dergleichen herumzuschlagen, ist eine mit 63 Pf. pro Tag bezahlte schlechtbezahlte Arbeit. Wahrscheinlich werden sich noch nach Jahrzehnten die Leute hier oben von einem geheimnisvollen, allmächtig erscheinenden Geist zuraunen, der mit einem riesigen Altenbündel unterm Arm nach 319 verlorenen Klammern suchte oder bestrebt war, 5 000 000 Zementfäcke nach 27 Firmen auszuscheiden oder zurückzuliefern. . . .

Im Nebenamt bin ich noch Kompagnieschreiber und als solcher dafür verantwortlich, daß alle Altemnummern möglichst verlehrt gebucht werden und alle Tage gewissenhaft verrechnet wird, wie viel Pfund Hafer 17 Pferden in 7 Tagen zusehen, wenn ein Mann pro Tag 600 Gramm Brot erhält. So manche halbe Nacht habe ich auch schon in Gemeinschaft mit meinem Feldwebel über 11 Pf. zu viel verrechnetes Brotgeld studiert oder mit ähnlichen wichtigen Problemen meinen Hirnlasten gefoltet. Zusammengefaßt erkläre ich feierlich, daß die Anforderungen, die als Jourhabendem der Filiale Nürnberg feinerzeit an mich gestellt wurden, im Vergleich mit meiner jetzigen Tätigkeit geradezu lächerlich entlohnt wurden.

Meine wenigen freien Stunden benutze ich dazu, mein angefangenes „Welt-Briefsteller für erfolgversprechende Urlaubsgesuche“ der Vollendung zu nähern. Ich gebe mich der beseligenden Hoffnung hin, daß sich die hierauf verwandte Mühe im nächsten Kriege reichlich bezahlt machen wird. Um einen Verleger habe ich keine Sorge. Einzelausgabe aus dem Werk gebe ich jetzt schon an die Kompagniemitglieder ab, allerdings nur zu festen Tarifen, die bis jetzt auch immer gewissenhaft hochgehalten wurden, den sieben Zehntel der Kompagniemitglieder sind organisierte Leute. Für ein einfaches, nahe an die Wahrheit grenzendes Gesuch lasse ich mir in der Regel ein Hemd waschen, bei Todesfällen von der Schwiegermutter aufwärts tritt zur obligaten Hemdwäsche noch das Reinigen von Soden und Unterboden, je nach der Größe des Objekts. Jedemfalls werdet Ihr diese eigenartige Handlungsweise nicht als einen Verstoß gegen unseren Ausschlussparagrafen auflassen.

In meinem Geldbeutel befinden sich heute noch meine beiden letzten Verbandsbeitragsmarken vom Juli vergangenen Jahres. Sie erinnern mich recht häufig an die vergnügten, aber oft auch ernster Arbeit gewidmeten Abende in unserem so liebgewohnten Kreise der gewerkschaftlichen Friedensarbeit. Allerdings, ich weiß es: Unser gestrenger Filialkassierer Kollege . . . wird mir der einst wegen Nichtentleeren der Marken eine trachtige Rüge erteilen. Hierzu wünsche ich nur, daß diese Stunde recht bald kommen und uns alle wieder möglichst vollständig und gesund zu fernem erproblichem Wirken im Verbandsverein finden möge! Es grüßt herzlichst Euer . . . .

Nachschrift. Ein feinerzeit kriegsfreiwillig aus Nürnberg mitgegangener Rahlfrug, der seit Wochen nur noch als Erinnerung an früher begangene Sünden dient, sucht, weil dieser ungenötigt trockenen Beschäftigung überdrüssig, andere Stellung, Näheres zu erfragen im Westen.

Die Bepflanzung der Eisenbahndämme.

Der Tübinger Botaniker Prof. E. Lehmann schreibt im „Kunstwart“:

Um zu erkennen, wie sich unsere Eisenbahndämme zugleich wirtschaftlich ausnützen und landschaftlich anziehend gestalten lassen, müssen wir unsere heimische Pflanzenwelt mit derjenigen vor fünfzig oder hundert Jahren vergleichen. Wie manche Pflanze, die damals in Massen zu finden war, ist heute viel weniger häufig, ja selten geworden. Die Ursachen sind bekannt: Ueberdüngung wurden immer mehr besiedelt, die Wälder rationell aufgeforschet und nirgends blieb Platz für so manche Pflanzen, die für uns nicht nur botanisch interessant, sondern auch wertvoll als Heil- und Nutzpflanzen sind. So kam es, daß unsere Kräutersammler den Bedarf auch an heimischen Arzneipflanzen bei weitem nicht mehr im eigenen Lande zu decken imstande waren; massenhaft mußten Arzneipflanzen von jenseits der Grenze, in erster Linie aus Rußland und vom Balkan, aber auch aus Italien usw. eingeführt werden. Große Geldmengen wandern so jährlich aus Deutschland hinaus. Viele von diesen Pflanzen aber, die von Natur an steilen Hängen usw. zu wachsen pflegen, würden an Wald- dämmen gedeihen. Und nicht nur bei uns ursprünglich heimische, sondern auch eingeführte Pflanzen. Manche würden den Bahndämmen zugleich prächtig schmücken. Gewiß, nicht jede Stelle wäre dazu geeignet, aber sicher sehr viele. Man sieht ja heute auch, daß an vielen Stellen Gemüse gedeiht, wo es früher niemand geglaubt hätte.

Würden schon im Frieden durch eine solche Bepflanzung der Eisenbahndämme große Summen gespart werden, so wäre jetzt im Kriege noch weiter die Möglichkeit geboten, dort berzeit knappe Stoffe zu gewinnen. Man hat in letzter Zeit darauf hingewiesen, daß der Samen der Sonnenblume wegen seines hohen Fettgehalts heute besonders wichtig ist. Also pflanze man Sonnenblumen. Die und da würde sich auch Rohrn zur Opiumgewinnung anbauen lassen. An anderen Stellen würden Infektospulverblüten, Chrysanthemum cinerariifolium gedeihen; Bollblumen, nicht weniger wichtig, würden ebenfalls oftmals ihre Daseinsbedingungen finden. Vielleicht wäre hier und da auch Süßholz am Platze.

Man denke nur an die leuchtenden Wälder der von blühendem Rohrn eingefaschten Eisenbahndämme, oder an die mit Sonnenblumen bestandenen Bepflanzungen, man male sich dunkelviolette oder rosene rote Hibiskusblüten längs der Bahn aus oder Hänge, dicht bestanden von Bollblumenstauben!

Zweifelloos würde eine Schädigung der Dämme durch die Bepflanzung durchaus zu vermeiden sein. Man sollte nur einmal mit einer kleinen Strecke den Versuch machen. Vielleicht rücken die praktischen Erwägungen diesen Wunsch seiner Verwirklichung näher als rein ästhetische Begründungen.

Notizen.

— Rusilchronik. Zum Westen bedürftiger Angehöriger unserer Krieger veranstaltet Organist Arnold Dreher auch in diesem Jahre regelmäßige Orgelkonzerte in der St. Georgenkirche am Alexanderplatz jeden Mittwochabend 8—9 Uhr. Eintritt 20 Pf.

— Unterrichtsbesuche in türkischer und polnischer Sprache beabsichtigt die Humboldt-Akademie demnächst einzurichten. Interessenten wollen sich möglichst umgehend im Hauptbureau, Kurfürstentstr. 106 I, Lüchow 8794, schriftlich oder telefonisch mit genauer Adressenangabe melden.

— Ankauf der Charlottenburger Kunstdeputation. Die Charlottenburger städtische Deputation für Kunstgewerbe hat das in der Großen Berliner Kunstausstellung ausgestellte Gipsmodell „Herr Geheimrat“ des Bildhauers Gomansky für den Preis von 1500 M. anzukaufen beschloffen. Das Kunstwerk stellt einen Marabu dar und soll später in Bronze ausgeführt werden.

— Das deutsche Theater in Lodz, das infolge des Krieges eingegangen war, soll am 1. Oktober wieder eröffnet werden.

sich seine Art und Weise vorzustellen, seinen Duchs und sein Gesicht. War er blond oder braun? Aber was tat's, was er für Haare hatte? Jung mußte er sein, kräftig und von guter Haltung. Von neuem versank Flohil in sein Herzeleid. Und wie ein verzirrtes Tier ließ er sich gehen, am Haden seiner Niedergeschlagenheit.

Es war ein gutes Leben hier, und die Leute mußten ein ausgezeichnetes Einkommen haben. Sicher arbeitete der Zigarrenmacher in einer von den Grammonter Fabriken und hatte seine 4 Frank den Tag. Flohil verglich diesen außerordentlichen Lohn mit dem lächerlichen Gewinn, den er als Wanderarbeiter hatte. Gern wohl hätte er wie sein Nebenbuhler eine dauernde Arbeit gehabt und alle 14 Tage 48 Frank verdient, um Hilla Annehmlichkeiten zu erwerben und ihr am Kirchweihfest eine Brosche oder irgend ein anderes mit kostbaren Steinen verziertes Brimborium zu kaufen. Denn davor durfte er nicht zurückstrecken. Um das Mädchen zu gewinnen, mußte er Monaten springen lassen, und zwar gehörig.

Unter diesen Gedanken kam er auf die beiden Ringe zurück, die Hilla ihm im „Dufstigen Aufenthalt“ so wohlgefällig gegeben hatte. Wah! Wer wachte, ob sie ihr der Zigarrenmacher geschenkt hatte? Konnte sie nicht schon vorher ein unbedeutenderes, vorübergehendes Verhältnis gehabt haben? Hatte er, Flohil, bevor er sich von ihr bestriden ließ, nicht auch schon andere Weiber gehabt? Doch die Auffassung, daß sie eine schändliche Komödie mit ihm getrieben hatte, wollte nicht bestehen. Noch hatte er den schmeichlerischen Klang ihrer Stimme im Ohr. Eines Abends, als sie ihm ihre Hände gelassen hatte, hatte sie ihm endlich, von seinen Fragen bedrängt, das Geständnis ihrer Liebe gemacht. Hinter einer Hecke war es gewesen, angesichts der Felder, die sich bis zum Horizont hin in einem violetten Dunsthauch gedehnt hatten. Rings um sie her hatte eine grenzenlose, hehre Stille geherrscht, beim bleichen Schimmer der ersten Sterne. Und in der ersten Schönheit dieser Stunde war, kaum vernehmbar, und dennoch endgültig bindend, dies Wort gefallen, während in weiter Ferne das Getöse einer Glode erklang. Von einer so großen Glückseligkeit war Flohils Herz überströmt gewesen, daß er unter ihr taumelig geworden war wie unter einer wundersamen Last. Kein, es war unmöglich, daß der Viehhändler die Wahrheit gesagt hatte! Offenbar hatte er es in seiner Betrunktheit nur so herausgesprochen. Und doch, trotz aller Vermunftgründe, die er häufte, blieb beunruhigend die verhängliche Stimme seines Zweifels.

Bei dem öffentlichen Brunnen warteten Klip und die „Stute“. Seinen Grübeleien hingegeben, hatten sie einen be-

trächtlichen Vorsprung gewonnen. Als er mit ihnen zusammen-

traf, nahm er eine heitere Miene an.

„Du hast sicher schon Deine Erkundigungen eingezogen,“ rief ihm der Stuhlmacher zu.

Dann, ohne eine Antwort abzuwarten, die ihn im Grunde nicht interessierte:

„Teufel noch mal! Mister nimmt sich Zeit! Es scheint Feuer bei ihr ausgebrochen zu sein.“

„Da ist sie!“ rief Klippe.

Sie kam wirklich, lebhaft die Arme schwenkend, noch immer in der weißen Haube. Die Nagelköpfe ihrer Schuhe erregten auf dem Straßenpflaster ein lautes Klappern.

„He, entschuldigt!“ rief sie eilig, als sie bei ihnen anlangte.

„Ich konnte die Bude doch nicht so ganz allein lassen. Ich mußte erst eine Nachbarin bitten, einen Augenblick aufzupassen.“

Zwischen ihren zahllosen Ringeln hörten ihre Augen nicht auf zu lachen.

„Leute, um Euch gefällig zu sein,“ fügte sie unterstrichen hinzu.

„Wir wissen's,“ sagte Aryn ungeduldig.

Sein Blick suchte über den Platz hin.

„Na, und wo ist der erste Schöffe?“

„Kommt,“ sagte sie.

Es war der „Brüßeler Hof“, Herberge und Restaurant, Besitzer Karel Labryn. Neben einem offenstehenden Vorhof, dem von den Ställen her ein Geruch von Heu, trockenem Stroh und Pferdemitte entströmte, führten drei Stufen aus blauem Stein zu einer Tür hinauf.

Das Gasthauschild über ihr bot sich frisch angestrichen mit holofadenfarbenen Buchstaben auf einem eidottergelben Untergrund. Die Kasserin, die vorausgegangen war, öffnete eine andere Tür, die auf den Hausflur hinausführte, und sie traten in das Gastzimmer ein. Hinter dem Schantisch füllte ein junges Weib kleine Gläser. Zwei Männer stützten sich mit den Ellbogen auf die Marmorplatte. Der eine stämmig und beleibt, in bürgerlicher Kleidung, mit massiv goldenen Ringen an seinen roten Wurfingern; der andere ausnehmend hager, hohen Wuchses, den Glanzleberschirm seiner flachen Nase über die rote messerscharfe Nase gezogen. Aus den tief umschatteten Augenhöhlen zwinkerten seine wimperlosen, stumpfen Augen. Zu lang für seine Spindelbeine, fielen die elefantenmäßigen Schläuche eines grauen Beinleibes, das schwarze Seitenstreifen hatte, lang über seine mit Radfahrergamaschen bedeckten Füße herab.

(Fortf. folgt.)

